

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 11 (1935-1936)
Heft: 4

Artikel: Fern im Süd, das schöne Spanien
Autor: Gunzenreiner, Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065827>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Ulrich Gunzenreiner

Illustriert von Alois Carigiet

In den Heften Nr. 1 und 2 des letzten Jahrgangs haben wir unter dem Titel «Der geheimnisvolle Koffer» einen Aktenbericht über den berüchtigten spanischen Briefschwindel veröffentlicht. Dieser Bericht schloss mit der Feststellung, dass nach längerer Pause, die offenbar dem energischen Einschreiten der spanischen Behörden gegen diese Gaunereien zuzu-

schreiben war, wiederum solche Schwindelbriefe in der Schweiz aufgetaucht sind. Trotz periodischer Warnungen des Schweizerischen Justiz- und Polizeidepartements in der Tagespresse, haben die wiedererstandenen Betrügerbanden nicht umsonst auf die Naivität vertrauensseliger Landsleute spekuliert, wie die nachstehende Schilderung zeigen mag.

Die Opfer der spanischen Briefe hüten sich zwar in den meisten Fällen, ihre Erlebnisse « fern im Süd' » bekanntzugeben; die Gründe sind verständlich. Um so mehr begrüßen wir es, ein uns spontan zugekommenes Manuskript veröffentlichen zu können, in welchem ein Opfer der Ahnungslosigkeit und Gutmütigkeit seine Erlebnisse ungeschminkt schildert. Wir bringen sie in leicht gekürzter Fassung; vor allem haben wir darauf ver-

zichtet, die Texte der spanischen Briefe wiederzugeben, da diese wortwörtlich mit den von uns in Heft 1 des X. Jahrganges veröffentlichten, aus dem Jahre 1930 stammenden Texten übereinstimmen. Es ist uns also diesmal weniger um den Mechanismus des spanischen Briefschwinds zu tun, als um die persönliche Note, die dieser Variante « Rund um den geheimnisvollen Koffer » zugrunde liegt.
Nold Halder.

Die spanischen Briefe

Mein Freund Hans ist keiner von denen, die tagsüber mit den Händen in den Hosensäcken in der Werkstatt des Nachbars herumstehen, um ihm den kostbaren Werktag mit müssigem Geschwätz abzustehlen. Aber seitdem er die merkwürdigen « spanischen Briefe » erhalten hatte, worin ihm ein Unbekannter für die Auslösung eines Koffers mit 1 Million 200,000 Pesetas Inhalt einen Gewinnanteil von 420,000 Pesetas versprach, war er täglich in meiner Butik, um diese seltene Chance zu besprechen: ob man der Sache trauen dürfe, ob der Brief nicht besser der Polizei übergeben werden sollte, ob man nicht sein Glück verschütte, wenn letztamend doch etwas an der Sache wäre? Ich wurde ganz sturm davon und wusste auch nicht was raten, denn für die Auslösung des Koffers verlangte der spanische Absender, Cecilio de Santurce, 19,987 Pesetas, was ungefähr 10,000 guten Schweizerfränkli entsprach. Die aber besaßen weder Hans noch ich, noch wir beide zusammen. Schliesslich meinte Hans, man könnte es ja mal mit den verlangten Telegrammen probieren, das koste vorläufig nur Fr. 3,15, dann könnte man ja sehen, kommt Zeit kommt Rat. Inzwischen wurden auch unsere Frauen in die Sache eingeweiht. Dem Hans seine Frau war ganz verhext, und sie steckte nun häufiger bei der meinen in der Küche die Woche über, als früher das ganze Jahr. Natürlich war Spanien das Land ihrer Träume.

Am Othmarstag musste ich zur Inspektion. Ich war gerade am Kaputtrollen, als

Hans daherkam, er hätte nun Bericht aus Spanien, die Sache hätte geklappt, die Ausweise, dass alles stimme, lägen dem Briefe bei, und wenn ich als Dolmetsch mitfahre – ich kann nämlich französisch – so sei mir die Hälfte des Gewinns so gut wie sicher. Meine letzten Zweifel zerstreute er mit folgender Erzählung: Er sei an einem Markttag in Herisau im Wirtshaus gewesen, da hätte ihn eine ältere, nicht gerade hübsche Frau scharf ins Auge gefasst und ihm gesagt: « Du hast soundsoviel Geld auf dir, solche Noten und so viel Silbergeld, stimmt's oder stimmt's nicht? » Ich war baff – es stimmte! « Nun », sagte die Alte weiter, « du wirst noch böse Zeiten und Verluste durchmachen, bis du 40 Jahre alt bist, dann geht's wieder aufwärts, und du wirst einen Haufen Geld bekommen. » « Gestern bin ich gerade 40 geworden, heute habe ich Antwort aus Spanien, Ueli, wir fahren! »

Aber das war geschwinder gesagt als getan! Denn nun stellte sich heraus, dass ich auch noch das ganze Unternehmen finanzieren sollte. « Wenn du nicht willst, geht eben ein anderer mit », droht mir Hans, « ich habe die Briefe dem Viehhändler Dingskirch gezeigt, der hat Geld per sofort und will sowieso in Sachen Vieh nach Spanien. »

« Wenn der Nachbar geht, gehst du mit », sagte meine Frau, « du kannst das Geld so gut brauchen, wie der Hans! » Das war deutlich. Bald waren auch die Fr. 10,000 gefunden, Geld ist ja immer zu haben, wenn man es mit Scheffeln zu-

rückzugeben verspricht! Die Pässe wurden bestellt, Kleider und Reisekoffer gerüstet, die letzten Telegramme nach Spanien versandt, und dann war der Reisetag da.

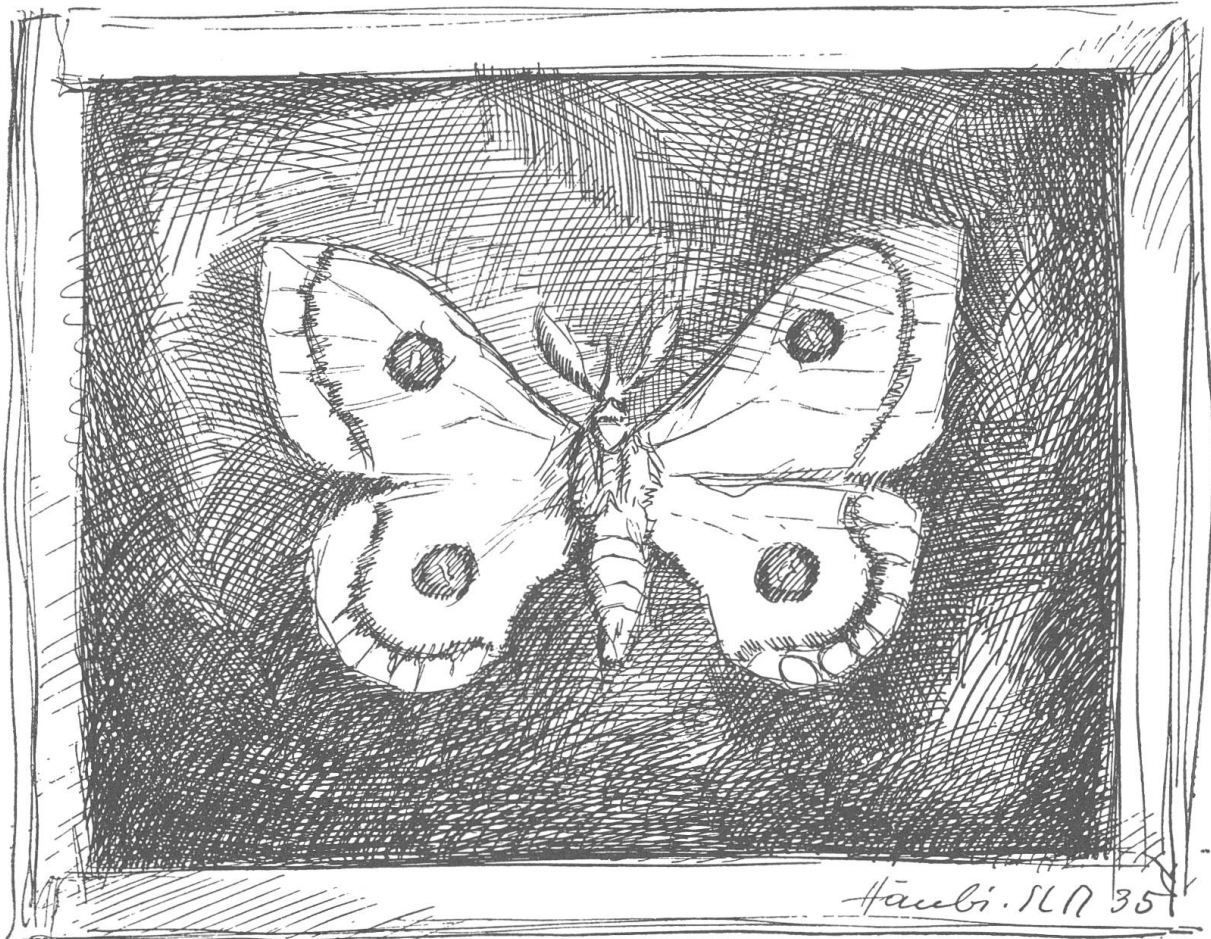
Auf, nach Spanien!

Wir reisten genau nach den erhaltenen Instruktionen über Genf-Valence nach Barcelona. Das Geld trugen wir sorgfältig in unsern Taschen verstaut. Das spanische Gerichtsurteil über den inhaftierten Bankrottierer Santurce, dem wir zu seinem Gelde verhelfen sollten, und den französischen Depotschein des kostbaren Koffers hatte Hans im Hosenbund eingenaht. Von Genf bis Narbonne fuhren wir im Nachtexpress. Von Schlaf keine Spur. In Valence mussten wir umsteigen. Im Bahnhofbüfett tranken wir mit einem Ber-

ner Viehhändler einen halben Liter. Bis Tarascon unterhielten wir uns mit einer Bauernfamilie aus Viry (Haute Savoie) und versprachen uns, gelegentlich einen Ansichtskartengruss zu tauschen. Von Narbonne weg war es Tag. Wir bewunderten die grüne Landschaft und dachten, wie bei uns daheim jetzt Stein und Bein gefroren sei. Bis Zürich hatte es ja dicke Schneeflocken geschneit. Hügel mit prächtigen Weinbergen wechselten mit wilden Felsenzügen. Dazwischen sahen wir das Meer. Die Pyrenäen kamen näher. Um 10 Uhr vormittags waren wir in Port-Bou an der französisch-spanischen Grenze. Passkontrolle und Zoll verliefen glatt.

«Wenn es nur in Barcelona auch so sauber geht!» meinte Hans.

In gleichmäßigem Tempo flitzte der



Albert Häubi

Federzeichnung

Schnellzug weiter. Wieder sahen wir das schäumende Meer, dann rollte plötzlich ein anderes Panorama auf. Wir fuhren jetzt durch tiefe, wunderbar grüne Arvenwälder. Auf einmal tritt ein Spaniol in unser Kupee, der mir schon in Port-Bou aufgefallen war. Er will mit uns sprechen, aber Kannitverstan. Er bleibt bei uns bis Barcelona, das wir in 2 Stunden erreichen. Am Bahnhof deutet er uns, dass er uns zum Ausgang führen wolle. Gutmütig und etwas sturm von der langen Fahrt trotteten wir hinter ihm drein. Durch ein Seitenportal führte er uns in ein kleines Gässchen beim Hauptbahnhof. Er fragte nach der Richtung, die wir zu gehen wünschen. Ich sagte einfach « Autotaxi », reisse die Hoteladresse aus dem Kittelbusen und zeige sie ihm. Er winkt dem nächsten Taxi heran und steigt mit uns in das Auto, da er uns bis zur Calle Lauria 48 begleiten wolle. Er deutet auf die Briefftasche: Vorsicht, schlechte Leute, Diebstahl. Wir nicken verständnisvoll. Unterwegs begegnet uns Kavallerie, Polizei, Militär und eine riesige Menge streikender Arbeiter. Es sind gerade die Tage des blutigen Aufruhrs. Wir sind darum froh über unsern Beschützer: es scheint in Barcelona nicht geheuer zu sein.

In der Calle Lauria steigen wir aus, und da mich der Chauffeur nicht versteht, bezahlt der Spaniol. Er führt uns auch gleich in das grosse Haus Nr. 48, wo sich die in den Briefen empfohlene Pension befindet. 10 Treppen hoch läutet unser Begleiter. Eine flotte junge Spanierin öffnet lächelnd, der Empfang könnte nicht freundlicher sein! Der Spaniol sagt ihr anscheinend, dass wir nicht spanisch können und dass wir noch nichts gegessen hätten. Dann will er sich verabschieden. Aber das lassen wir nun nicht zu. Schliesslich haben auch wir rauhen Alpensöhne Lebensart und wollen uns von einem Spanier nicht lumpen lassen. Also wird der Tisch für drei Personen

gedeckt, und Wein ist auch da: « Prost Spaniol! » Es schmeckt uns köstlich, und der Wein ist einfach famos.

Während dem Essen gibt uns unser Führer nochmals zu verstehen, dass wir vorsichtig sein sollen, es gäbe viele schlechte Menschen, jedem fest ins Auge schauen, aber keinem trauen. Er nahm dann seine dicke Briefftasche hervor und zeigte uns, wie viele Geschäftsabschlüsse er gemacht habe mit Landgütern und Autos, auch viele Checks zeigte er uns und eine Menge Banknoten, die in die Zehntausende von Pesetas liefen. Nachdem er uns noch seine Adresse angegeben hatte, verabschiedete er sich freundlich.

Das Geschäft beginnt

Kaum war der Spanier eine Viertelstunde fort, so wurde Hans ans Telephon gerufen, da er aber nichts verstand, musste ich mein Dolmetscheramt antreten. Da meldet sich ja schon der Mittelsmann des grossmütigen Herrn Santurce.

« Hallo, ici Blas Mira! Gut gereist die Herrschaften? Bon - in einer Stunde werde ich die Herren besuchen. »

« Das pressiert aber chaibisch! » meinte Hans.

Mittlerweile wurden uns die Zimmer angewiesen. Wir stiegen einen Stock höher, ein langer Gang, ein flottes Zweierzimmer mit Balkon und Spiegelschrank. Hans war im siebenten Himmel. Dieser Ausblick vom Balkon mitten aufs Stadtzentrum, dieser Verkehr zu unsern Füßen, diese Frühlingssonne, wenn man daheim alles schlegeldick gefroren weiss: das war für den reiseungewohnten Hinterländer schier zuviel des Neuen auf einmal!

Dann vernahmen wir plötzlich ein Geräusch im Gang. Es klopfte an unsere Zimmertüre, und zwei elegant gekleidete Herren traten ein. Sie wiesen uns ihre Reisepässe vor, um sich zu legitimieren.

Der erste war ein junger Mann, gross und stark, zirka 28–30 Jahre alt, er hiess Aparici. Der Zweite stellte sich als der Blas Mira vor. O, hätte ich ihm damals gleich auf berndeutsch gesagt: «Blas mer mira i d'Schueh!» wir wären wahrscheinlich glimpflicher davongekommen. Ich fasste die beiden fest ins Auge, aber nichts Auffälliges war an ihnen zu bemerken. Es fiel mir auch weiter nicht auf, dass Blas Mira, mit dem ich mich doch am Telephon unterhalten hatte, jetzt auf einmal nur noch Spanisch verstand, dafür sprach Aparici um so geläufiger französisch. Das kam mir erst später wieder in den Sinn. Hans befahl mir, ihm genau den Verlauf der Verhandlungen zu übersetzen, damit er wisse, woran er sei. Das tat ich denn auch.

Aparici fragte zunächst, ob wir gut gereist seien. Dann ging er ohne weitere Umschweife zum Geschäftlichen über: alles sei gut vorbereitet. Wir würden morgen um 8 Uhr per Taxi abgeholt, um Mosjö Santurce im Gefängnis zu besuchen und persönlich mit ihm zu sprechen. Er, Aparici, dürfe auch mitkommen. Für Blas Mira, den Gefängniswärter, sei die ganze Geschichte allerdings heikel. Er sei Familienvater. Früher sei er als spanischer Offizier in den Kolonien gewesen und erst vor zwei Jahren sei er nach Barcelona zurückgekehrt, wo er als Obergefangenenwart eine schöne Anstellung gefunden habe. Durch das Erbrechen der Siegel an der beschlagnahmten Reisetasche des Mosjö Santurce könnte nun seine ganze Karriere zum Teufel gehen, wenn nicht äusserste Vorsicht beobachtet werde. Vor allem also absolute Verschwiegenheit gegen jedermann, dann werde es schon gelingen, den Koffer mit den 1,200,000 Peseten freizubringen. Da Blas Mira sich schon morgen früh ins Gefängnismagazin begeben wolle, um die Siegel aufzubrechen und den Depotschein, sowie den Check auf Paris (für unsere Spesen) aus dem Geheimfach der Handtasche zu nehmen, müssten wir uns allerdings schon heute abend ausweisen, ob wir das Geld zur

Bezahlung der Busse und der Gerichtskosten zwecks Auslösung der verarrestierten Handtasche auch wirklich bei uns hätten. Sein Schwager Blas Mira wolle eben die Sache nicht riskieren, ohne ganz sicher zu sein, er habe übrigens morgen nur eine Stunde frei, und in dieser Frist müsse alles erledigt werden. Beim geringsten Versäumnis könnte ein Verdacht auf den Gefängnisbeamten fallen. Hans meinte wieder einmal: «Das pressiert aber chaibisch in Spanien!» aber ich war dafür, dass er das Geld vorzeige, da mir schien, die beiden Spaniolen würden sonst ungeduldig und könnten am Ende auf den ganzen Handel verzichten wollen. Darauf legte Hans in langer Reihe die guten Schweizernoten aufs Bett – 10,000 Fränkli! Die beiden glotzten die blauen Scheine an und schienen befriedigt: sie hatten gesehen, was sie wollten.

Sie befahlen uns nun, die Pension nicht mehr zu verlassen, vor allem ja nicht mit soviel Geld auszugehen bei der Schlechtigkeit der Menschen hier zu Lande – o Ironie! –, wir sollten brav ins Bett gehen, um morgen gut ausgeruht nach der langen Bahnfahrt in aller Ruhe und Besonnenheit den Handel zum guten Ende zu führen. Da ich in Strümpfen war (ich hatte nicht mehr Zeit, die Schuhe anzuziehen, als die Herren bei uns anklopften), deutete mir Blas Mira immer, ich solle auf die Bettvorlage stehen, da ich mich auf dem kühlen Plättliboden leicht erkälten könnte. Ich dachte: die spanischen Gefangenen haben's auch nicht schlecht, wenn die Gefängniswärter so besorgt sind.

Wir waren froh, als die beiden endlich fortgingen, denn das Dolmetschen hatte mich ordentlich angestrengt, und Hans meinte sogar, er wollte, er wäre schon wieder zu Hause.

«Nun, fressen werden sie uns nicht», meinte ich, «denen sind wir viel zu mager.» Unter solchen Sprüchen assen wir zu Nacht, ein kaltes Bad erfrischte unsere schlappen Knochen, und um 9 Uhr schliefen wir schon wie Murmeltiere.

Es wird uns spanisch zu Mute

Bereits um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr war ich mit meinen Schlafkünsten zu Ende, indes Hans bis um 7 Uhr fröhlich den Schlaf des Gerechten schlief. Kaum war er erwacht, so stand er schon wieder auf dem Balkon und gaffte in das bunte Strassentreiben Barcelonas hinunter. Während ich einige Kartengrüsse nach Hause schrieb, klopfte es an die Tür, und mit einem freundlichen « Bonjour » trat Aparici ins Zimmer. Er brachte gute Nachrichten: es gehe alles wie gewünscht, nur Mosjö Santurce habe gestern abend noch keine definitive Erlaubnis erhalten, dass wir ihn im Gefängnis besuchen könnten. Blas Mira werde aber bestimmt um $8\frac{1}{4}$ Uhr diese Erlaubnis in ein Café bringen, wo wir ihn erwarten sollen. Wir bestiegen somit einen Taxi, der uns durch viele lange Strassen und enge Gässchen schliesslich vor das besagte Café brachte. Es war elegant und sauber, feine Kellner standen herum, und wir glaubten gerne, dass dies das Stammlokal der höheren Offiziersgesellschaft von Barcelona sei. Wir nahmen aber nicht in diesem Raume Platz, sondern in einem Nebenraum, wo hinter einem Vorhang fleissig gehämmert und gemeisselt wurde: ein Teil des Cafés werde nämlich umgebaut und im Hauptlokal könnten wir uns nicht niederlassen, weil leicht ein ehemaliger Dienstkamerad des Blas Mira beobachten könnte, dass dieser eine unbefugte Diensthandlung vorzunehmen im Begriff sei, und das würde ihm natürlich die Existenz kosten. Hier nebenan seien wir ungestört, und da uns dies auch lieb war, so wurden rasch bei einer Flasche feurigem Spanier unsere allfälligen Bedenken zerstreut. Schliesslich kam Blas Mira in Zivil wie gestern, als er sich aber setzte, bemerkte ich zufällig, wie sich in seiner rechten Rocktasche ein gewisses « Köpfchen » aufstellte. « Wozu hat der Mann einen Revolver? » blitzte es mir durch den Kopf, aber ich wagte nicht, den Hans auf meine Entdeckung aufmerksam zu machen, da ich ja nicht wusste, ob Aparici nicht gar etwas deutsch ver-

stand. Ubrigens erinnerte ich mich an einen Ausspruch meines Gefährten, der mich beruhigte: wenn es nämlich schief gehen sollte, so würde es ihm nichts ausmachen, diesen Chaiben die Hand ins Gesicht zu pflanzen, dass das Blut spritze. Und Hans war Manns dazu!

Blas Mira war etwas aufgeregt und hatte Eile! Der Richter habe dem Mosjö Santurce die Bewilligung zu einem Besuch im Gefängnis nicht erteilt. Er wolle nämlich wissen, was das für Leute seien, die dem Halunken Geld zur Auslösung der Reisetasche vorstrecken wollen; vielleicht stäken diese beiden bei der ganzen Bankerottaffäre unter einer Decke mit dem Gefangenen. Wenn sie herkämen, wolle er sie gleich in Untersuchungshaft versetzen und so ins Kreuzfeuer nehmen, bis die Wahrheit restlos an den Tag käme. Uns lief es bald heiss, bald kalt den Rücken hinunter. Das hätte uns gerade noch gefehlt!

Zu unserer Beruhigung legte aber Blas Mira den Check, den Gepäckschein und die Schlüssel des in Paris liegenden Koffers vor. Aparici erklärte, sein Schwager habe nun trotzdem die Handtasche entsiegelt und ihr aus dem Geheimfach diese Dinge entnommen. Das Spiel auf Sein oder Nichtsein habe für diesen nun begonnen, er könne nicht mehr zurück, und es sei nun an uns, einen Familienvater nicht ins Unglück zu stossen. Um uns völlig watz zu machen, legte uns Blas Mira noch einen öseitigen Brief des Mosjö Santurce vor, der uns beschwor, doch ja das Geld zur Bezahlung der Gerichtskosten und zur Auslösung der Handtasche dem Gefängniswärter zu übergeben. Nicht nur würden wir diesen braven Mann vor Strafe und Schande retten, sondern auch ihm, dem Bankerottier, aus der Patsche helfen, indem wir mit dem Gepäckschein den Koffer in Paris zurückziehen könnten, in welchem sich die geflüchtete Million und der Familienschmuck befänden. Nochmals versicherte er uns, dass wir gleich einen Drittel der Summe behalten dürften. Mit den zwei andern Dritteln könne er, San-

turce, dann einen günstigen Nachlassvertrag erwirken und seine Existenz retten. Dieser Brief troff nur so von Dank für unsere Opferwilligkeit und war ein Hohelied auf unser gutes Schweizerherz, so dass wir ganz gerührt und windelweich wurden. Besonders die Stelle, wo Mosjö Santurce in herzbewegenden Tönen von seinem heissgeliebten 16jährigen Töchterchen sprach, das uns ewig dankbar sein werde für die Beschaffung der Schmucksachen seiner verstorbenen Mama aus dem geheimnisvollen Pariserkoffer, und das keinen grössern Wunsch kenne, als bald seine beiden Wohltäter persönlich kennen zu lernen, hatte es mir angetan: Man hat schliesslich keinen Kieselstein in der Brust, und zu Hause warten ja auch drei eigene Töchterchen auf den glücklichen Ausgang des spanischen Abenteuers. Dem Hans, der den 6seitigen Brief von Mosjö Santurce ebenfalls und mit aller Bedächtigkeit gelesen hatte, ging es genau wie mir. Seine letzten Widerstände schmolzen vor Mitleid und Rührung, und als er sah, wie Aparici immer unruhiger wurde und jeden Augenblick seine Uhr hervorzog, weil sein gefährlicher Urlaub immer mehr dahinschwand – nur noch 20 Minuten bis Buffalo! – so öffnete er schliesslich den Hosenbund und nestelte die Fr. 10,000 hervor, die wir mit einigem Herzklopfen gegen Schlüssel, Check und Depotschein eintauschten. Blas Mira zählte die blitzblanken Noten der Schweizerischen Nationalbank sehr sorgfältig – noch 10 Minuten bis Buffalo! – strich das Bündel ein und entfernte sich dann hastig, nicht ohne uns noch recht kräftig die Hände gedrückt und auf spanisch «vielen, vielen Dank, Ihr guten Schweizerleute!» gestammelt zu haben. Aparici hatte uns dieses Abschiedswort übersetzt, wir waren stolz auf unsere gute Tat und glücklich über das wohlgelungene Geschäft.

Kaum gegrüsst, gemieden

Nun hätten wir eigentlich als neuge-

backene «Millionäre» alles Anrecht gehabt, einige Tage den spanischen Süden in vollen Zügen zu geniessen. Vor allem dachte ich, das herrliche Barcelona ein wenig näher anzusehen, innen und aussen, soweit es eben einem biedern Schweizersmann aus dem bergigen Hinterländchen möglich ist. «Es wär zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein!» Schuld daran war nicht etwa der an den Tag gekommene Schwindel (wir waren jetzt von der Ehrlichkeit des Handels überzeugter als je), sondern der Schufft Aparici. Der fing jetzt nämlich an, uns die Hölle heiss zu machen. Er wies darauf hin, dass wir jetzt am betrügerischen Bankerott des Mosjö Santurce mitbeteiligt wären, und dass es somit für uns das beste sei, so rasch wie möglich über die Grenze nach Frankreich zu verduften. Wenn nämlich der Richter etwas von den Machenschaften inne würde (Spione und schlechte Menschen gäbe es überall!), so sei nicht ausgeschlossen, dass die Grenze für uns gesperrt würde, und dann sässen wir hier schön in der Tinte. Blas Mira habe ihm dies noch vor dem Weggehen gesagt und ihm eingeschärft, uns auf diese Eventualitäten aufmerksam zu machen. Es sei für beide Teile besser, wenn wir gleich verreisen würden, um 9.40 Uhr fahre der Zug. Das war natürlich nicht nach unserm Geschmack, wir sahen aber ein, dass der versierte Spanier recht hatte. Er gab uns noch Instruktionen für Frankreich: wir sollten bis Lyon fahren und dort im Hotel Bristol absteigen. Dort sollten wir dann auf die Tochter des Mosjö Santurce warten, die mit uns nach Paris reisen werde, um bei der Auslösung und Öffnung des Koffers dabei zu sein. Fräulein Santurce werde dann die Schmucksachen ihrer Mama und den Anteil der Million für ihren Vater in Empfang nehmen. Den Check über 90,000 Franzosenfranken können wir in Paris auf der Banque d'Escompte de Paris einlösen, dieses Geld sei unsere Entschädigung für gehabte Reiseauslagen und Mühen. Hans hielt diesen Check krampfhaft in den Händen, der allein

war ja schon die 10,000 Schweizerfränkli wert! Er, Aparici, werde Fräulein Santurce bis Port-Bou oder Cerberès begleiten, damit das Mädle ja den richtigen Zug nach Lyon erwische. Über ihre Ankunft werde er uns noch telegraphisch verständigen. Wir sollten jedenfalls bis zum Eintreffen des Telegramms in Lyon bleiben. Dann komplimentierte uns Aparici in den schon bereitstehenden Taxi, und er lief noch ein gutes Stück nebenher und winkte uns zum Abschied mit dem Taschentuch. Wir also nix wie los und in die Calle Lauria 48 zurück, wo uns die schöne Spanierin ein kräftiges Frühstück bereithielt. Dann rasch die Handkoffern gepackt, und die für Millionäre keineswegs übersetzte Rechnung bezahlt und wiederum im Taxi zum Bahnhof, wo wir gerade noch rechtzeitig den angegebenen Zug nach Port-Bou erwischten.

Im Zuge fingen wir an zu überlegen.

« Gut ist's gegangen », meinte Hans, « alles in Butter! »

« Warte, bis wir erst die Grenze hinter uns haben, die Drohung mit dem Richter hat mir doch etwas warm gemacht! »

« Aber weisst, Ueli, so schnell hätten wir das Geld doch nicht geben sollen, wenn's ums Geld geht, pressiert es nicht so, genommen hätten sie's immer noch! » Jetzt rückte ich auch mit meinen Bedenken heraus:

« Weisst, Hans, ich traute den Kerls im Café nicht so recht, sie hatten die Hände zu auffällig in den Taschen. Hätten wir das Geld nicht gegeben, so hätten sie es uns vielleicht mit vorgehaltenen Revolvern abgezwungen, kein Mensch kam in diese Hinterstube, nicht einmal ein Kellner, unsere Hilferufe hätte man nicht gehört wegen dem Hämmern und Meisseln, und fortspringen ging auch nicht wegen deinem gestrakten Bein. »

Diese Schwierigkeiten sah Hans allerdings ein, aber er meinte, wir hätten wenigstens nicht so rasch abzureisen brauchen, jedenfalls hätten wir uns in Paris telegraphisch über den Depotschein und den Check erkundigen sollen, wie

es ja auch in den « spanischen Briefen » vorgesehen war, und wegen dem Richter brauchten wir erst recht keine Angst zu haben: wäre es schief gegangen, so hätten wir ja einfach alles auf Aparici und Blas Mira hinausschieben können. Nun hatte mein Gefährte recht, besonders da ich meiner Frau vor der Abreise hoch und heilig versprochen hatte, kein Geld herzugeben, bevor wir nicht aus Paris die Echtheit von Check und Depotschein bestätigt bekämen. Doch – geschehen ist geschehen, addio schönes Spanien!

Am Zoll in Port-Bou ging alles glatt, nur entdeckte ich beim Geldwechseln, dass mir 500 Schweizerfranken fehlten. Ich konnte rechnen wie ich wollte, sie fehlten einfach. Aber, was war da zu machen? Vielleicht hat sich der Betrag im Café oder in der Pension gefunden, und Fräulein Santurce bringt mir das Verlorene nach Lyon! Wenn alles ehrlich zugeht, so kommt es auch ehrlich heraus, wir hatten uns ja nichts vorzuwerfen, und damit tröstete ich mich vorläufig. In Cerberès atmeten wir auf, wir waren wieder auf Frankreichs gastlichem Boden. Narbonne und Tarascon blieben bald hinter uns, und um 11 Uhr nachts erreichten wir nach dreistündiger Fahrt Lyon, unser Reiseziel.

Müde suchten wir das Hotel Bristol auf. Es scheint, dass uns Mosjö Santurce standesgemäss versorgt wissen wollte. Wir waren von der Eleganz und dem Komfort dieses Hotels ganz geblendet, und Hans meinte, das noble Zeug passte ihm wenig, er schlafe viel besser, wenn es nicht so fein zugehe. Mir aber gefiel es ganz gut, und ich schlief in dem weichen Bette nach schicksalsschweren Stunden herrlich wie ein Dollarprinz aus Amerika.

Die Seifenblasen platzen

Als wir des Morgens ausgeruht erwachten, waren wir guter Laune. Hans meinte, wenn nun doch alles Schwindel wäre, so lassen wir uns hier einfach nicht rasieren, sondern reisen mit den Bärten nach Paris und suchen dort den

5 Millionen-Coiffeur auf; das ist dann auch eine Sensation für unsere Frauen! Dafür war ich aber nicht zu haben wegen dem Töchterchen von Mosjö Santurce; wenn wir aussehen wie die Seeräuber, so käme es vielleicht gar nicht mit nach Paris.

Zweimal auf den Knopf gedrückt heisst « Bedienung im Zimmer ». Ein strammes Franzosenmädel brachte uns das Frühstück, das wir im Zimmer assen, um eher unsere gewohnten Handbewegungen beim Essen ausführen zu können; unten im nobeln Restaurant hätten wir uns wegen unsern ländlichen Manieren geniert. Da noch kein Telegramm eingetroffen war, gingen wir ein wenig in die Stadt. Wir liessen unsere Bärte schaben, bewunderten die köstlichen Schaufensterauslagen der Metzger und kauften uns jeder einen grünen Lyoner-Plüschhut, der uns gar nicht schlecht zu Gesicht stand; freilich, die übrige Garderobe wollte nun nicht mehr so recht zu der eleganten Kopfbedeckung passen. Um 12 Uhr fanden wir uns zum Mittagessen im Hotel ein, wo uns aber nur ein kleiner Spatz serviert wurde (Hans meinte, das sei gewiss ein gebratener Kanarienvogel, der dem Mosjö Santurce auf den Kanarischen Inseln davongeflogen sei); erst als noch eine englische Platte obendrauf serviert wurde, war unser Appetit gestillt. Beim schwarzen Kaffee kam der Liftboy und überreichte uns auf einem silbernen Tablett ein Telegramm. Wir waren gespannt, und ich übersetzte mit Herzklopfen den französischen Text:

« Fräulein Santurce am Abreisen verhindert. Alles unglücklich gegangen.

Reist sofort nach Hause.

Weitere Anordnungen folgen. Cecilio. »

« Das ist der Gipfel », sagte Hans.

Ich sagte gar nichts, aber mir schwante, dass alles verloren sei. Die erste Seifenblase geplatzt! Wir waren aber bald einig, was zu tun war: Jetzt heisst es, nach Paris losschieben, um wenigstens den Check einzulösen und zu versuchen, den Millionenkoffer auch ohne Fräulein Santurce herauszubekommen. Wir nahmen den Nachtschnellzug, um die Zim-

mermiete zu sparen und langten früh um 5 Uhr in Paris an. Da es Sonntag war, war nichts zu machen, deshalb entschlossen wir uns zu einem Ausflug nach Argenteuil-Cormeille, um ausserhalb des Stadtrummels Kraft und Mut für die kommenden Geschäftsgänge vom Montag zu sammeln. Wir übernachteten in einem kleinen Hotel beim Bahnhof Austerlitz und machten uns am Montag um 8 Uhr schon auf die Socken.

Zunächst gingen wir, wie uns die « spanischen Briefe » empfahlen, auf das Gepäckbureau des Bahnhofs Austerlitz. Hier platzte die zweite Seifenblase: der Koffer war nicht da. Am Eilgutschalter war auch nichts zu holen, auf dem Eilgutzoll schüttelte man die Köpfe. Mit dem Depotschein habe es zwar seine Richtigkeit: es sei ein Transportschein der internationalen Transportgesellschaft, wir sollen mal auf dem Hauptbureau in der Avenue Elisa Lemonier 3 nachfragen. Mit der Untergrundbahn erreichten wir die Adresse, aber die Angestellten wollten sich keines solchen Transportes erinnern, und in Paris hätten sie ja sowieso keine Lagermagazine, wo so ein Koffer liegen könne. Vielleicht sei das Stück in einer Hafenstadt auf dem Güterbahnhof liegen geblieben, weil er zwecks Verzollung nicht geöffnet werden konnte; ob wir die Schlüssel hätten? Als wir dies bejahten, schlug uns der Vertreter der Gesellschaft vor, den Koffer durch die Firma suchen und zur Zollrevision öffnen zu lassen; man werde ihn dann per Fruchtgut an unsere Adresse weiterleiten. Risiko in bezug auf den Inhalt sei keines vorhanden; die Firma garantiere die unversehrte Auslieferung. Wir händigten somit Schlüssel und Depotschein gegen eine Quittung aus; die Kosten hätten wir nach Erledigung des Auftrages zu bezahlen.

Mit langen Gesichtern verliessen wir das Gebäude der Transportgesellschaft und liessen uns nun per Taxi zur Banque d'Escompte de Paris führen. So eine Pracht von Bau hatte ich noch nie gesehen: alles in grauem Marmor und ein

so spiegelglatter Boden, dass ich glaubte, hindertsi gehen zu müssen, um nicht auszugleiten. Ein Angestellter nahm am Schalter 13 den Check entgegen. Ich sah, wie das Papier hin und her wanderte, ich konnte es sehen bis zum Abteilungsdirektor. Dieser kam schliesslich selbst herbei und sprach mich laut an, was ich mit diesem Fetzen wolle und woher ich ihn habe. Ich sagte etwas kleinlaut, dass ich ihn in Barcelona gegen 10,000 Schweizerfranken angenommen habe und ihn nun hier gegen 90,000 französische Franken einlösen wolle. Da platzte die dritte Seifenblase! Der Check sei nämlich falsch, nicht mehr wert, als in den Papierkorb geworfen zu werden; ich sei um Fr. 10,000 betrogen worden. Und schon flatterte der « kostbare » Schein unter den Tisch.

« Geben Sie mir, bitte, das Papier zurück, damit ich es auf der Polizei vorweisen kann! » sagte ich.

Mit Achselzucken fischte ein Stift den Check wieder aus dem tiefen Korbe heraus; es war mir, als richteten sich tausend höhnische Augen hinter allen Schaltern hervor auf meine Wenigkeit, und geknickt verliess ich die Stätte meiner Blamage.

Ich weiss nicht mehr, wie ich die breiten Stufen des Gebäudes herunterkam; mein Gefährte im Taxi sagte mir nachher, er hätte mir gleich angesehen, was los sei. Wir fuhren nun zum West-Bahnhof, um die Fahrpläne nach der Schweiz zu studieren und 2 Billette nach Zürich zu lösen. Dabei entdeckte ich zu allem Überfluss, dass ich sowohl mein Portemonnaie mit Fr. 23 Inhalt als auch den Schlüssel zum Handkofferli verloren hatte! Der Polizeikommissär des Bahnhofs versprach mir, diese Dinge an meine Heimadresse zu senden, falls sie hier gefunden werden sollten. Da gleich ein Zug nach unsern heimatlichen Gefilden bereitstand, stiegen wir ein. Mehr tot als lebendig und völlig erschöpft sank ich auf die Bank – Polsterklasse war jetzt für uns « Ex-Millionäre » völlig überflüssig. Im Zug öffnete ich mit dem

Schraubenzieher meines Militärhegels das Schloss zum Köfferchen – siehe da, das Portemonnaie lag obenauf!

« 's Wetter kann dann schon noch einmal kehren, wenn's lang genug geschneit hat! » meinte Hans.

Im allgemeinen sprachen wir nicht viel zueinander. Wut, Enttäuschung und Schmerz hatte uns die Sprache verschlagen. Wir wussten ja nur zu gut, dass wir beide uns nicht gerade gescheit aufgeführt hatten. Ich meinerseits grübelte darüber nach, was nun werden sollte. Gegen Belfort hin war ich mit meinen Überlegungen im reinen.

Ich sagte zum Hans: « Holt der Teufel die Geiss, so soll er 's Gitzi auch gleich nehmen! Ich habe noch 170 Schweizerfranken, damit kehre ich nach Spanien zurück, ich will doch sehen, wie's bei den saubern Knaben in Barcelona ausschaut. Und ich will nicht mehr Ueli heissen, wenn die beiden uns das abgeklapperte Geld nicht herausgeben oder dann stante pede ins Loch kommen! »

Alles Ausreden meines Gefährten half nichts.

« Angst? Wovor? Ich habe den beiden nichts zuleide getan, im Gegenteil, also können sie mir auch nichts antun! Grüsse mir die Heimat, Adiö! »

Der Zug hält auf der Station, ich raus, und schon rollt Hans allein weiter, den heimatlichen Bergen zu.

Wes das Herz voll ist . . .

Soweit war die Sache richtig, nur sah ich zu spät, dass ich nicht in Belfort, sondern eine Station zu früh, in Chaumont, ausgestiegen war. Ich klagte mein Missgeschick einem jungen Bahnbeamten, der mir bereitwillig die nötigen Instruktionen zur Weiterreise erteilte:

« Hier warten Sie 3 Stunden, dann haben Sie einen Bummelzug nach Dijon; dort erreichen Sie den Schnellzug nach Lyon. Morgens 4 Uhr kommen Sie in Lyon an und können gleich nach Narbonne weiter. » So geschah's, nachdem ich noch nach Hause telegraphiert hatte.

* * *

In Barcelona angekommen, liess ich mich im Taxi sofort an die Calle Lauria 48 führen. Welch erstauntes Gesicht der schönen Spanierin, als ich wieder vor der Türe stand! Ich rief sogleich den Wirt herbei, dem ich den Grund meines Hierseins mitteilte: entweder wolle ich morgen ins Staatsgefängnis fahren, um Mosjö Santurce persönlich zu sprechen, oder dann aufs Schweizer Konsulat gehen.

« Nix Gefängnis Statos Catalonis », sagte der verblüffte Wirt, « Consolato Svizzero besser, 10 Uhr ist geöffnet. Komme mit Ihnen morgen. »

« Gut, abgemacht! » Es war aber eine lange und schlaflose Nacht voller Selbstvorwürfe über meinen dummen Streich, der Gedanke über den Geldverlust quälte mich unaufhörlich, die Grösse des Schadens konnte ich erst jetzt richtig einschätzen.

Andern Tags gingen wir, wie beschlossen, um 10 Uhr aufs Schweizer Konsulat. Ein sehr nettes Fräulein empfing uns und gab mir bereitwillig Auskunft. Diese lautete allerdings nicht sehr günstig, alles sei Schwindel, es sei nichts mehr zu machen, ich solle lieber zu Frau und Kindern nach Hause gehen, statt mich in weitere Dummheiten einlassen. Dieser Schwindel mit den Briefen sei ein alter Trick der spanischen Gauner. Schon seit 40 Jahren werde er mit Erfolg gegenüber Ausländern geübt, ganze Stösse von Klagen häufen sich jährlich in den verschiedenen Konsulaten, erwischt werde selten einer, und dann lasse man ihn bald wieder laufen, da ihm meistens die Beteiligung am Schwindel nicht nachgewiesen werden könne, heutzutage sei man überhaupt in Spanien froh, niemand einstecken zu müssen, da die Gefängnisse von politischen Gefangenen überfüllt seien, sogar die Schiffe auf dem Meere draussen seien voll von Häftlingen usw. Ich sagte aber, dass ich nicht eher fortgehe, als bis ich den Gefängnisdirektor persönlich gesprochen hätte. Ich werde auf eigene Faust handeln und wenn man mich verhaftet (als Komplize

des Mosjö Santurce), so solle man mich als Landsmann in konsularischen Schutz nehmen. Wenn ich mich nach zwei Tagen nicht mehr auf dem Konsulat melde, so sei mir etwas zugestossen, man solle dann Nachforschungen bei den spanischen Behörden nach meinem Verbleib anstellen.

Angesichts dieser entschlossenen Rede empfahl mir das Fräulein, nachmittags noch einmal vorbeizukommen, um mit dem Herrn Konsul persönlich zu sprechen. Als ich in die Pension an der Calle Lauria zurückkehrte, war ein Brief aus der Heimat für mich eingetroffen, per Flugpost. Meine Familie forderte mich dringend auf, sofort heimzukehren, sie seien in grosser Sorge um mich, da sie über den Schwindel aufgeklärt seien. Diesem Schreiben lag ein Brief des Aparici bei, der inzwischen an meine Heimadresse gelangt war. Er verdient es, wegen seiner Unverfrorenheit hier festgehalten zu werden:

Liebe Herren!

Gleichentags als Ihr von Barcelona fortgefahren seid, bin ich mit meinem Schwager nach Cadiz abgereist. Ich muss Euch sagen, meine lieben Freunde, dass der Erfolg, den Ihr erzielen wolltet, alles Schwindel ist. Ihr habet geglaubt, Euch mit 8000 bis 10,000 Franken um eine halbe Million bereichern zu können, und wenn dieses Geschäft auch wahr gewesen wäre, so hättet Ihr Euch der Mithilfe an betrügerischem Bankerott schuldig gemacht und wäret mit 4 bis 5 Jahren Zuchthaus bestraft worden. Danket uns darum und seid glücklich, dass alles Schwindel ist. Stellt Euch mit dem Verlust des Geldes zufrieden! Mein Schwager und ich waren in einer sehr kritischen Geldlage und mussten uns auf diese Weise Geld verschaffen. Wir reisen nach Buenos Aires, um uns dort neu zu etablieren und ein Vermögen zu machen. Wenn uns dies gelingt, werden wir Euch wieder berichten, als Eure ergebenen Diener. Wenn Sie uns schreiben wollen, adressiert: Salvatore Centura, Poste restante, Buenos Aires. Wir grüssen Euch verbindlich

Aparici.

PS. Zeiget diesen Brief niemandem, und erzählt auch niemand von der ganzen Geschichte, Ihr würdet nur ausgelacht!

Santurce.

Zu allem Unglück auch noch Hohn und Spott! Ich glaube, wenn mir jetzt

einer dieser Spaniolen in die Hände geraten wäre, ich hätte ihn kaltlächelnd kaputt gemacht, obwohl ich doch der friedfertigste Mensch von der Welt bin.

Um 3 Uhr nachmittags war ich mit dem Gastwirt wieder auf dem Schweizer Konsulat. Der Herr Konsul wurde weiss vor Schreck, als er vernahm, dass ich um Fr. 10,000 beschummelt worden war. Über den unverfrorenen Abschiedsbrief musste er allerdings laut herauslachen.

«Das geht doch übers Bohnenlied!» meinte er, aber zu machen sei nichts, die Gauner seien gewiss schon über alle Berge, resp. Meere. Ich stellte jedoch recht eindringlich dar, dass der Fall ja erst 4 Tage alt sei, dass die Halunken sicherlich noch in Barcelona herumspazieren, weil sie mich ja in der Heimat glaubten und dass ich die beiden sicherlich erkennen würde, wenn sie mir irgendwo begegneten.

Der Herr Konsul versprach mir hierauf, die Sache an die Hand zu nehmen, obwohl er sich wenig Erfolg verspreche. Ich solle morgen nochmals vorbeikommen, wir würden dann zusammen auf die Polizei gehen. Jedenfalls solle ich nicht mehr in der Calle Lauria übernachten, er wolle mir eine Schweizer Pension anweisen, wo ich gut aufgehoben sei. Er begleitete mich sogar dahin – haben Sie nachträglich vielen Dank, Herr Konsul, für Ihre Freundlichkeit – und machte mich dort mit 3 St. Galler Herren bekannt, mit engern Landsleuten also, was mich ausserordentlich freute. Natürlich musste ich ihnen meine Abenteuer erzählen, und einer meinte: «Donnerwätter, zähtuusig Stäi bigost, wie cha men au!» Das hatte ich mich auch schon selber gefragt, ohne eine Antwort zu finden!

«Was werden Sie Ihrer Frau sagen, wenn Sie heimkommen?» fragte mich ein anderer.

«Nun», sagte ich, «sie hat ja selber auch an das spanische Lufts Schloss geglaubt und war einverstanden mit der Reise, wenn ich also heimkomme, trete ich verlegen ein und sage: Grüezi!»

Über diese unerwartete Antwort mussten die Herren lachen, und da ich ganz zuversichtlich war und mein Leid etwas vergessen hatte, wurde unsere neue Bekanntschaft durch einen gemütlichen Abend nach echter Schweizer Art besiegelt.

Eine Erfahrung und eine Warnung

Am nächsten Morgen fuhr ich mit dem Herrn Konsul auf die spanische Polizei. Die Strassen waren ausserordentlich belebt, da gerade vorher berittene Polizisten streikende Tramangestellte und manifestierende Arbeiter mit Gewalt zerstreut hatten. Trotzdem hatten auf der Polizeiwache die Reservemannschaften Musse, sich die Zeit mit Kartenspiel zu vertreiben.

«Es scheint in Spanien sogar bei Revolutionen gemütlich herzugehen, wie wird es erst bei der Verfolgung von Verbrechen sein!» dachte ich unwillkürlich. Und die Erfahrung gab meiner Ahnung recht. Der Polizeipräsident von Barcelona empfing uns persönlich, er fragte mich sogleich, ob ich die Gauner auch nach einer Photo erkennen würde. Ich sagte «ja», worauf wir in einen andern Raum geführt wurden, wo mir etliche hundert Photos vorbestrafter Verbrecher vorgelegt wurden. Ich sah Bild um Bild aufmerksam durch, musste aber gestehen, dass die Gesuchten nicht dabei waren.

«Wenn hier nichts zu finden ist», meinte der Polizeipräsident, «so ist es wenig wahrscheinlich, dass wir die Betrüger aufspüren können. Aber hier sind noch einige Filme, die erst vor kurzem aufgenommen wurden.»

Ich hielt Film um Film gegen das Licht. Halt – auf dem dritten glaubte ich den Aparici zu erkennen. Da man sich aber im Negativ täuschen kann, liess der Polizeipräsident diesen Film kopieren, und siehe da, nach 5 Minuten lag der leibhaftige Aparici schön abkonterfeit und noch feucht vor unsern Augen. Seine wahre Identität war bald festgestellt: es handelte sich um einen gewissen Josef

Maurief, Südfrüchtehändler aus Barcelona, der vor 2 Monaten 14 Tage Gefängnis wegen einem ähnlichen Betrugsfall abgesessen hatte. So bestraft man in Spanien einen Erzgauner, der gutgesinnte Leute für ihr schwaches Herz in bezug auf fremdes Unglück und für ihren noch schwächern Verstand in geldlichen Dingen in Not und Verzweiflung stürzt. Das war eine bittere Erfahrung für mich. Noch bitterer war der Bescheid der spanischen Polizei, die ich 2 Tage später auf meine schriftlich eingereichte und mit den notwendigen Belegen unterstützte Klage erhielt: Die Polizei habe wohl Frau und Kinder des besagten Maurief zu Hause angetroffen, der Mann aber sei aus der Stadt verschwunden, und so könne der Klage keine weitere Folge gegeben werden!

Der Herr Konsul riet mir deshalb, hier keine unnütze Zeit mehr zu verschwenden. Es sei bitter, unter solchen Umständen abreisen zu müssen. Wir hätten unsere Pflicht getan, und es bleibe eben nichts mehr übrig, als unsere Landsleute daheim über den «spanischen Schwindel» aufzuklären. «Adiö, und gute Reise!»

«Leben Sie wohl, Herr Konsul, vielen Dank – leben Sie wohl, Fräulein!» und dann war ich draussen, ärmer als je, beschwindelt und betrogen, aber um himeltraurige Erfahrungen über die bodenlose Schlechtigkeit der Menschen bereichert. Da gerade «Mariä Empfängnis» war, besuchte ich noch eine der schönen Kirchen Barcelonas, um ein Vaterunser zu beten. Ich hatte einen furchtbaren Groll gegen jeden Spanier, der mir begegnete, im Herzen. Als ich aber die reinen und unschuldsvollen Augen der Chorknaben in der Kirche sah, schöpfte ich neuen Trost und Mut, es wurde mir bewusst, dass die Schlechtigkeit nichts Angeborenes, sondern nur Sünde schwacher, ungläubiger Menschen ist.

Die Heimreise war ereignislos. In Genf verliess ich den Schnellzug und fuhr im Bummler nach Renens weiter, wo ich im

Volkshaus Nachrichten von zu Hause und Geld zur Weiterreise erwartete. Am Montag erhielt ich endlich folgenden Brief aus der Heimat:

Lieber Ueli!

Gottlob bist Du endlich wieder in der Schweiz! Wir waren alle besorgt um Dich. Geh um Gottes willen nicht mehr nach Spanien, es könnte Dir dort etwas zustossen! Das ganze Dorf ist in Aufregung und meint, Du seiest nicht mehr am Leben. Das waren harte Tage, voll Sorgen und Kummer. Wir freuen uns alle auf ein Wiedersehen. Die Kinder warten voll Sehnsucht auf den Vater, sogar Klein-Dorli fragt viel: «Wo Papa?» Mir ist die Hauptsache, wie man das geborgte und verlorene Geld den Leuten wieder zurückgeben kann. Wir wollen sehen. Viele Grüsse

Ida und die Kleinen.

Inzwischen schrieb ich diesen Bericht, der zur Aufklärung und Warnung der Öffentlichkeit vor dem spanischen Briefschwindel dienen soll, wie es mir vom Herrn Konsul in Barcelona empfohlen worden war. Und wenn dadurch erreicht werden sollte, dass tatsächlich kein Landsmann mehr in die Falle des spanischen Gaunertricks gerät, so ist mein Unglück und das grosse Opfer, dessen noch nicht abzusehende Folgen ich in Geduld und Demut auf mich nehmen will, nicht ganz umsonst gewesen.



Der schwergeprüfte Verfasser und Hauptleidtragende